

Jörg Becker

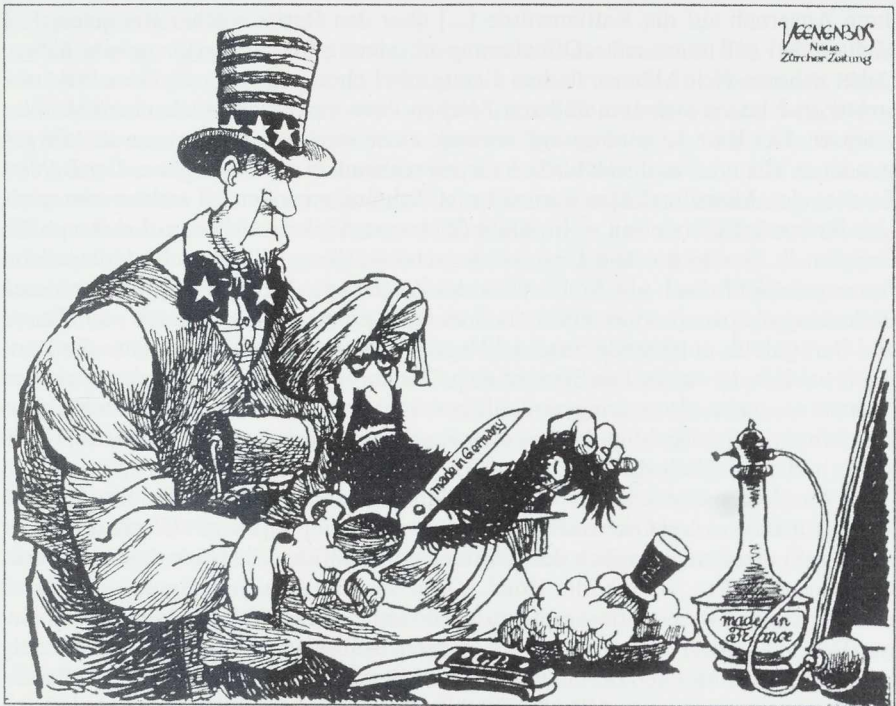
»Der Bart muss ab!«

Zur männlichen Geschlechterlogik in der Afghanistan-Berichterstattung

Dem Gedenken an Annemarie Schimmel (1922–2003)

Die Berichterstattung über den Islam im allgemeinen und Afghanistan im besonderen kennt eine sehr dezidierte Geschlechterlogik. Für das Frauenbild galt vor dem Krieg: Verschleierung. Nach dem Krieg gilt bis auf den heutigen Tag: Strahlende, lachende Frauengesichter. Für das Männerbild galt vor dem Krieg: lange Bärte. Und nach dem Krieg gilt bis auf den heutigen Tag: Glatt rasierte Männer, die glücklich in die Kamera gucken.

Vor diesem Hintergrund muss eine Karikatur des österreichischen Karikaturisten Jean Veenenbos gesehen werden, die dieser in der »Neuen Zürcher Zeitung« (NZZ) in der Ausgabe vom 10./11. November 2001 veröffentlichte (Bild 1). Unter der Überschrift »Europas Fronteinsatz« sieht man im Bild links eine große Figur von Uncle Sam, stehend hinter einem Friseurstuhl. Im Stuhl sitzt ein langbärtiger Mann mit Turban (offensichtlich ein Taliban), dem Uncle Sam mit einer großen



Europas Fronteinsatz.

1 Afghanistan-Karikatur von Jean Veenenbos (2001).

Schere den Bart abschneidet. Auf der Schere kann man lesen »Made in Germany«, auf einem Parfüm-Flacon steht »Made in France«, auf dem Rasierpinsel steht »Italy« und auf dem Rasiermesser findet man als Gravur die Schrift »GB«. Was als politische Kritik an einer als »schlaff« empfundenen europäischen Beteiligung am Afghanistan-Krieg daher kommt, in der ein US-Amerikaner mit der Schere die grobe Drecksarbeit leistet, während die Europäer ihren Kleinkram im Friseursalon schon als »Fronteinsatz« empfinden, steht sowohl als Karikatur als auch als Realität in einer sehr langen, Menschen verachtenden und mehr als inhumanen Tradition. Diese soll hier entfaltet werden.

Zwischen den nur zwölf Haaren des westfränkischen Kaisers Karls des Kahlen (823–877) und dem Bart von Kaiser Rotbart, genannt Barbarossa (1125–1190), der in der Kyffhäuser-Sage rot wie Feuer glüht und durch einen Tisch hindurch wächst, kennt die deutsche und internationale Symbolgeschichte vielfältige Bartmotive. Und dass man im islamischen Raum »bei dem Barte des Propheten« schwören möge, dass weiß jeder Karl May-Leser in Deutschland.<sup>1</sup>

Im gesamten islamischen Bereich kommt Mohammeds Bart eine außerordentlich große symbolische Bedeutung zu.<sup>2</sup> Über diese Bedeutung schreibt der Schweizer Volkskundler Max Matter: Die symbolische Bedeutung »gilt zuerst für seinen eigenen Bart, noch erhaltenen Haaren aus dem Barte des Propheten oder was dafür ausgegeben wird. Schon bald nach seinem Tod galten Haare aus dem Bart des Propheten als wichtige Reliquien. Die osmanischen Herrscher [in Istanbul] begründeten ihren Anspruch auf die Kalifenwürde [...] über den Besitz solcher Reliquien. [...] Mohammed soll seine erste Offenbarung im vierzigsten Altersjahr gehabt haben. Daher nehmen viele Männer ab dem vierzigsten Lebensjahr ihre religiösen Pflichten ernster und lassen sich zum äußeren Zeichen ihres inneren Wandels einen Vollbart wachsen. Der Bart, so wird gesagt, erinnere einen stets daran, dass man nun ein gestandener Mann sei und sich auch dementsprechend zu verhalten habe. Der Bart ist Zeichen des Alters, und dem Bartträger ist Achtung zu zollen, er andererseits muss sich ihrer würdig erweisen.«<sup>3</sup> In ihrem Stichwort-Artikel »Haar« im Lexikon »Die Religion in Geschichte und Gegenwart« schreibt die große deutsche Orientalistin Annemarie Schimmel: »In Arabien war das Zeichen des Freien die Stirnlocke, deren Bedeutung als pars pro toto noch aus Sure 6, 13 erkennbar ist. Scheren von Haaren und Bart galt als entehrende Strafe.«<sup>4</sup> Negativ gewendet taucht das islamische Bartmotiv auch in der russischen Sprache auf: »Tschornyj« heißt im russischen zwar nur »schwarz«, meint als umgangssprachliches Schimpfwort aber weit aus mehr, nämlich fremd, undurchsichtig, die-aus-dem-Kaukasus, Muslime, Terroristen, die Dreckigen und schließlich die Bärtigen.

Was Annemarie Schimmel für den islamischen Raum beschreibt, gilt nicht viel anders für Bayern und Österreich. Das dort benutzte Schimpfwort »G'scherer« (Geschorener) meint ursprünglich den Unfreien und Sträfling, die beide die Haare nicht lang tragen durften. »G'scherer Hund, g'scherer«, ist eine Beleidigung, weil damit ein ehrloser, ein rücksichtsloser und zu allen Gemeinheiten fähiger Mensch gemeint ist. Der »G'scherte« war im bayerisch-österreichischen Kulturraum gleichzeitig auch der Bauer, also der, der in der sozialen Hierarchie des mittelalterlichen Feudalismus ganz unten angesiedelt war. So teilt uns gleich zu Beginn seines sozialkritischen Versromans »Meier Helmbrecht« (ca. 1250) dessen mittelhochdeutscher Dichter Wernher der Gärtner mit, das Helmbrechts Haar »reide unde val« war und

»ob der ahsel hin ze tal mit lenge ez vollecllichen gie«: »Sein lockiges blondes Haar fiel über die Schultern herab« (V. 11-13). Nach der damaligen Ordnung war das Tragen langer Haare einem Bauern verboten. Nicht nur waren lange Haare ein Privileg des Adels, deutlich klingt im »Meier Helmbrecht« auch eine ethnische Komponente an. Mit Haartracht, Kleidung und Sprache wollte der österreichische Bauer Helmbrecht Vorbildern aus dem französischen Adel nacheifern.

Zurück zur Gegenwart. Die hinter der gegenwärtigen Afghanistanberichterstattung stehende Geschlechterlogik kannte und kennt für die afghanische Frau nur die Burqa, für den afghanischen Mann nur den Vollbart. Beschrieb die Presse während des Krieges beispielsweise den Taliban-Botschafter Saif in Islamabad als »Medienstar mit Bart und Turban«<sup>5</sup>, so zeigte sie nach dem Ende des Krieges Fotos von fröhlichen, entschleierte Frauen als Beleg für die Durchsetzung von Frauenrechten und Bilder aus Kabul mit lachenden bartlosen afghanischen Männern: »Frauen können wieder freier leben und sind nicht länger gezwungen, die Burqa zu tragen; Männer genießen die neue Freiheit, in aller Öffentlichkeit Bärte abrasieren zu dürfen.«<sup>6</sup> – das meldete voller Gewissheit »Die Woche« nach dem Krieg. Freilich stellt sich mit aller Schärfe und Dringlichkeit die Frage danach, wer wem ohne oder mit Gewaltanwendung (meistens physischer Natur) den Bart abschneidet. Eindeutig kommt eine Kultur vergleichende Geschichte des Bartabschneidens als eine fortdauernde Geschichte von Gewalt, Entwürdigung und Entrechtlichung daher. Im Vergleich zur NZZ-Karikatur von Jean Veenbos soll dieser Zusammenhang an drei Beispielen verdeutlicht werden.

Ein *erster* Vergleich führt in das Russland von Zar Peter I. (1672–1725). Desse Modernisierungspolitik im alten Russland, seine Vorliebe für Handwerk, Technik, Medizin und Wissenschaft und sein politisches Bestreben, Russland nach dem Vorbild Westeuropas zu modernisieren, fanden ihre symbolische Parallele in einer 1699 von ihm angeordneten Bartsteuer von bis zu 50 Rubel pro Jahr. Bis zu diesem Zeitpunkt galt der Bart als unmittelbare Gabe Gottes – auf allen Ikonen trugen Jesus, die Apostel oder die Heiligen stets einen Bart. Bartrasur galt als Sünde, und Gerichte bestraften das Ausreißen von Haarbüscheln aus einem Bart härter als das Abhacken eines Fingers. Barttragen galt als Ausweis für die Recht- und Altgläubigen, als Symbol des Rückschritts. Peters Bartsteuer von 1699 änderte diese Symbolik. Wer seinen Bart behalten wollte, musste dafür zahlen; wer sich aber in aller Öffentlichkeit als glattrasiert zeigte, betonte seine Zugehörigkeit zum wissenschaftlich-technischen Fortschritt, zur westlich-europäischen Zivilisation, demonstrierte sein Privileg als freier Mann.<sup>7</sup> Peters Modernisierungszwang beschreibt in all ihrer Brutalität der linksbürgerliche deutsche Schriftsteller Klubund (d.i. Alfred Henschke) (1890–1928) in seiner Novelle »Pjotr. Roman eines Zaren« (1923). Bei ihm heißt es: Peter »ließ sich durch einen Gärtner eine große Gartenschere bringen, wie man sie zum Beschneiden der Gebüshe braucht, und schnitt ihnen allen eigenhändig die Bärte, das Symbol der Bojarenschaft, ab.«<sup>8</sup>

Ein *zweiter* Vergleich untersucht die historischen Hintergründe der Redensart »einen Zopf abschneiden«, also mit alten und überkommenen Traditionen brechen. Verfiel der unter dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. (1688–1740) modisch gewordene Musketierzopf unter dem Einfluss der frz. Revolution einfach der Lächerlichkeit, so war das Zopfabschneiden am Ende der Kaiserzeit in China mit erheblichen Gewaltakten verbunden. Unter den Mandschu-Kaisern, d.h. seit 1644, mussten alle

chinesischen Männer die mandschurische Haartracht annehmen, den Kopf vorne scheeren und das Haar des Hinterhauptes in einen langen, den Rücken herabhängenden Zopf flechten. Mit dem Ende der Mandschu-Kaiserherrschaft in China 1911 und in den dann folgenden Revolutionswirren wurden diese Zöpfe abgeschnitten, teils freiwillig wie bei Yüan Shih-k'ai, der sich als erster Staatspräsident öffentlich und freiwillig von seinem Zopf trennte, meist aber mit ausgesprochen brutaler Gewalt (Bild 2).

Der chinesische Schriftsteller Lu Xun hat diese Wirren rund um den Zopf in seiner Erzählung des Tagelöhners »A Q[zhengquan]« (1921) meisterhaft porträtiert: »Man packte ihn an seinem dünnen Zopf [und] knallte ihn gegen die nächste Mauer.« »Dann zerrte er ihn am Zopf zur Mauer, um ihn wie gewohnt ein paar Mal mit dem Kopf dagegen zu stoßen.« »Vier Hände rissen an zwei Zöpfen.« »Am zweiten Tag hatten ein paar schlechte Revolutionäre als Unruhestifter damit begonnen, den Leuten die Zöpfe abzuschneiden. Es hieß, den Schiffer Siebenpfund vom Nachbardorf habe es so schwer erwischt, dass er kaum noch als Mensch zu erkennen sei.«

Lu Xun, genannt der Gorki Chinas, nennt Chinesen ohne Zopf – nicht ohne Grund – in einem Atemzug und gleichzeitig »Glatzkopf«, »Revolutionär« oder »Ausländer«, und der Chinese in dieser Erzählung, der sich nach einem Auslandsbesuch schon vor der Revolution freiwillig von seinem Zopf trennte, wird der »Falsche Ausländer« genannt. Trug jemand (mangels natürlicher Haarpracht) einen »falschen Zopf«, dann »hatte er sich als Mensch disqualifiziert«<sup>9</sup> Der Zopf symbolisierte also die gesamte Würde eines chinesischen Mannes.

Spätestens bei der *dritten* Vergleichsebene zur NZZ-Karikatur nimmt freilich ein solcher motivgeschichtlicher Vergleich gespenstische Züge an. Als Reaktion auf die Karikatur von Jean Veenenbos veröffentlichte die NZZ am 16. November 2001 unter dem Titel »Karikatur und Menschenwürde« einen Leserbrief von Frédéric P. Weil, Vorstandsmitglied der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich (ICZ). Darin hieß



2 Mit Gewalt schneiden republikanische Soldaten Mitgliedern der kaiserlichen Truppen den traditionellen Zopf ab (1911). Aus: Jonathan D. Spence, Anping Chin: Das Jahrhundert Chinas. München 1996, S. 49.

3 Judenverfolgung in Polen: Einem alten Juden wird zur Belustigung von SS-Soldaten der Bart abgeschnitten (1941). Aus: Abba Eban: Dies ist mein Volk. Die Geschichte der Juden. Zürich 1970, S. 336f.



es u.a.: »Diese Darstellung hat mich sehr getroffen und mich an vergangene Zeiten erinnert, in denen es nicht die Muslime, sondern die orthodoxen Juden waren, denen die Nazis in den dreißiger Jahren als Spott und als Zeichen der Demütigung die Bärte abgeschnitten hatten. Hat man nichts aus der Vergangenheit gelernt? Ist es dies, was die Amerikaner mit den Muslimen machen wollen? Und wessen Bärte werden morgen geschnitten?«<sup>10</sup>

Weil formulierte noch milde und harmlos im Vergleich zur Brutalität deutscher SS-Soldaten an jüdischen Barträgern im besetzten Polen (Bild 3): Da zeigt eine »Sittengeschichte des Zweiten Weltkrieges« ein Foto mit einem Bart tragenden Juden und folgender, dazugehöriger Legende: »Einen Jux wollen sie sich machen. Jude mit Bart in Flammen«<sup>11</sup>, da berichtet ein Smul Wasersztajin von der Ermordung der jüdischen Bevölkerung im polnischen Jedwabne im Juli 1941 von den Greueln der deutschen Gestapo mit den Worten: »Alten Juden wurde der Bart verbrannt, Säuglinge wurden an der Mutterbrust getötet, Leute wurden unter mörderischen Schlägen zum Singen und Tanzen gezwungen«<sup>12</sup>, und schon die Wehrmachtausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung hatte vor einigen Jahren eine Bilderserie gezeigt, auf der sich deutsche Soldaten einen Spaß machten, einem greisen Juden den Bart abzuschneiden.<sup>13</sup> In einigen KZs wurden jüdischen Männern der Kopf glattrasiert und sie bekamen den Befehl, sich einen Bart wachsen zu lassen.

Was die Gestapo im besetzten Polen mit jüdischen Männern und ihren Bärten begonnen hatte, führte dann die SS in den KZs fort. Über seine Einlieferung in das KZ Birkenwald berichtet Viktor E. Frankl: »Dann werden wir in einen anderen Raum getrieben. Dort werden wir geschoren; nicht nur am Schädel: kein Haar bleibt am ganzen Körper. [...] Während wir noch auf die Dusche warten, erleben wir so recht unser Nacktsein: dass wir jetzt wirklich gar nichts mehr haben außer diesen unseren nackten Körpern (unter Abzug der Haare), dass wir jetzt nichts mehr besitzen außer unsere buchstäblich *nackte Existenz*.«<sup>14</sup>

Man sieht an dem Karikaturbeispiel aus der NZZ ein Muster, das der Vorurteilsforschung seit langem gut bekannt ist. Mögen sich auch Form und zeitliches Kolorit einer Aussage verändern, ihr Inhalt bleibt quasi a-historisch gültig: Der Bart muss ab. Sprich: Egal, ob Jude oder Muslim, religiöse Bärte sind Ausdruck des Ewiggestrigen und des Andersseins, sie müssen runter, notfalls mit Gewalt.

Das zwangsweise Entfernen von langen Haaren und Bärten hat in der Geschichte der Menschen eine eindeutige koloniale und die Menschen demütigende

Tradition. Im antiken Griechenland wurde Gefangenen und Sklaven das Haar abgeschnitten oder geschoren und somit der ganze Mensch in Besitz genommen. Nur Freie durften lange Haare tragen.

Guckt man sich in der wissenschaftlichen volkskundlichen Literatur nach Interpretationen des Motivs »zwangsweises Abschneiden von Haaren« um, dann bieten deren Verfasser zwei Deutungen an. Zum einen gibt es den Hinweis auf das Samson-Motiv im Alten Testament. Als der übermächtige und mehr als Menschen große Riese Samson schlief, schickte Delila nach einem Mann, »der ihm die sieben Locken seines Hauptes abschöre. Und sie fing an, ihn zu zwingen; da war seine Kraft von ihm gewichen« (Richter 16,19). Zum anderen zeigt Hans Peter Duerr in seinem »Mythos vom Zivilisationsprozess«, dass der Bart und seine erzwungene Entfernung sexuell zu interpretieren sind. »Gegenüber den unmännlichen Indianern«, so zitiert Duerr Cornelius de Pauw von 1768, »seien die bärtigen Europäer wahre Satyrn mit strotzenden Genitalien.« Ähnlich heiÙe es bei dem frz. Naturforscher Georges-Louis Leclerc Comte de Buffon 1791, daÙ »le sauvage est foible et petit par les organes de la génération; il n'a ni poil, ni barbe; et nulle ardeur pour sa femelle.«<sup>15</sup>

Nun tritt die symbolische Bedeutung der NZZ-Karikatur deutlich zu Tage: »Uncle Sam« kastriert einen Taliban-Krieger unter Zwang und mit Schere<sup>16</sup>. Und diese Kastrationsphantasie vollzieht sich bei allen hier erörterten Bartmotiven stets vor der Folie von Kolonialismus und Fremdherrschaft oder vor einer Dichotomie von sogenanntem Rückschritt versus Modernisierung: Slawophile, russische Altgl ubige versus »Westler« und Modernisierer wie Zar Peter I., chinesische Zopftr ger versus »ausländische Glatzk pfe«, deutsche SS-Soldaten versus polnische Ostjuden, der jüdische Riese Samson versus feindliche Philister und europäische Siedler versus indianische Ureinwohner. Die »Uncle Sam/Taliban-Krieger«-Karikatur von Jean Veenebos von 2001 passt genau in das Bild der Auseinandersetzung zwischen den USA und den islamischen Ländern: Vor dem Hintergrund der iranischen Revolution von 1979 hatte schon der Psychohistoriker Lloyd de Mause dieses Bild vor vielen Jahren analysiert. Jimmy Carters damalige Politik gegenüber Ayatollah Khomeini war von der Furcht geleitet, »in die Impotenz abzugleiten«<sup>17</sup>. In der gegenwärtigen Auseinandersetzung zwischen »dem Orient« und »der westlichen Zivilisation« stehen also auf der einen Seite »richtige« Männer mit Bart wie Osama bin Laden und Saddam Hussein, und da stehen auf der anderen Seite glatt rasierte und infantil gebliebene »Milch-Bubis« wie Jimmy Carter oder George W. Bush jr. Diese hier behauptete Infantilisierung ist freilich weit mehr als eine freche Behauptung: Sie ist ein inzwischen theoretisch wie empirisch weit verbreiteter Sozialisierungstyp und Sozialcharakter in den USA.<sup>18</sup>

Alte Lexika wissen Bescheid um den verschütteten, symbolischen Zusammenhang von Bart und Kastration. So heiÙt es klipp und klar im »Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk« von 1837: »Bart, der dem männlichen Geschlechte als Zeichen eingetretener Mannbarkeit eigenthümliche Haarwuchs an Kinn, Wangen, Ober- und Unterlippe, welcher Weibern, Kindern und Verschnittenen fehlt.«<sup>19</sup> Dem sekundiert das »Neueste elegante Conversations-Lexikon« von 1843 mit folgender Definition: »Bart, die Haare am Kinn, Oberlippe und Wange der Männer, die mit der Mannbarkeit kommen und sich bei Castraten nicht entwickeln.«<sup>20</sup> Alte Bücher wissen nicht nur gut bezüglich der sexualen Konnotationen beim Thema Bart

Bescheid, sie wissen natürlich auch sehr genau darüber Bescheid, dass der Bart ein Symbol männlicher Würde ist. So schreibt Balthasar Permoser 1714 in seinem Buch »Der ohne Ursach verworffene und dahero von Rechtswegen auff den Thron der Ehren wiederum erhabene Barth«: »Wer derwegen uns den Barth ausreisset / der benimmt uns gleichsam unser Ehre und Ansehen«; [...] die Natur hat dem Mann »etliche Dinge nicht nur zur Nutzbarkeit / sondern zur Zierde gegeben / wie dem Pfauen den Schwantz / der Taube vielfarbichte Federn / und einem Manne die Brust und Barth«; »ein schöner langer Barth ist das Zeichen eines frommen Mannes«; »der lange Barth ist nicht allein ein Zeichen der Weißheit un Fürsichtigkeit / sondern auch dem Menschen eine Ehre und Ansehen verursacht.«<sup>21</sup>

### Anmerkungen

- 1 Vgl. Karl May: Im Lande des Mahdi I. Zürich 1996, S. 501 [Erstveröffentlichung 1891/92].
- 2 Vgl. <http://www.islam.tc/beard/beard.html>; Abfrage am 23. Februar 2003.
- 3 Max Matter: »Beim Barte des Propheten«. Gedanken zur Bedeutung der Haare in der türkischen Gesellschaft. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung 29 (1992), S. 116f.
- 4 Annemarie Schimmel: Haar. In: Religion in Geschichte und Gegenwart. Dritter Band, 3. Aufl., Tübingen 1986 Sp. 1f.; hier Sp. 1.
- 5 Vgl. Erhard Haubold: Medienstar mit Bart und Turban. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 1. November 2001, S. 6.
- 6 Stephen Moss: Die Party nach der Stille. Die Taliban gehen, die Musik kehrt zurück. In: Die Woche, 23. November 2001, S. 35.
- 7 Vgl. z.B. Elena Ratscheewa: Hymne auf den russischen Bart. In: <http://www.mdz-moskau.de/Feuilleton/2001/10/12/14.39.29.htm>; Abfrage am 23. Februar 2003.
- 8 Klabund: Pjotr. Roman eines Zaren. Leipzig o. J., S. 50.
- 9 Alle Zitate hier nach folgender Ausgabe von Lu Xun: Die wahre Geschichte des Herrn Jedermann. In: ders.: Applaus. Zürich 1999, S. 104-164.
- 10 Frédéric P.Weil: Karikatur und Menschenwürde. In: Neue Zürcher Zeitung, 16. November 2001, S. 57.
- 11 Andreas Gaspar et.al.: Sittengeschichte des Zweiten Weltkrieges. Die tausend Jahre von 1933 –1945. In Fortsetzung der von Magnus Hirschfeld verfassten »Sittengeschichte des Ersten Weltkrieges«, Hanau o.J., S. 199.
- 12 Jan Tomasz Gross: Nachbarn. Der Mord an den Juden von Jedwabne. Mit einem Vorwort von Adam Michnik. München 2001, S. 26.
- 13 Vgl. Hamburger Institut für Sozialforschung (Hrsg.): Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941–1944. Ausstellungskatalog, Hamburg: HIS Edition 1996, S. 186.
- 14 Viktor E. Frankl: ... trotzdem Ja zum Leben sagen. Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager. 22. Aufl., München 2002, S. 33.
- 15 Hans Peter Duerr: Der Mythos vom Zivilisationsprozess. Bd. 5: Die Tatsachen des Lebens. Frankfurt 2002, S. 353.
- 16 Und ein »Schneider mit der Scher'« begegnet uns schon im »Struwelpeter« (1845) des Heinrich Hoffmann (1809–1894) als »kastrierender« Bösewicht, und es ist wohl nicht zufällig, dass der österreichische Karikaturist Jean Veenenbos in seinen Karikaturen häufig das Bildmotiv einer Schere benutzt, die einen Gegenstand gewaltsam durchschneidet (vgl. z.B. <http://www.courrierinternational.com/Dessin/2002/02/05.asp>; Abfrage am 26. Februar 2003).

- 17 Vgl. Lloyd de Mause: Reagans Amerika. Eine psychohistorische Studie. Aus dem Amerikanischen von Jürgen Freund und Klaus Theweleit, Basel und Frankfurt 1984.
- 18 Vgl. dazu folgende Autoren und Werke: Richard Sennett: *The Fall of Public Man*. New York 1977; Richard Lasch: *The Culture of Narcissism. American Life in an Age of Diminishing Expectations*. New York 1979; Neil Postman: *The Disappearance of Childhood*. New York 1982; Christopher Lasch: *The Revolt of the Elites and the Betrayal of Democracy*. New York 1995.
- 19 Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Bd. 1 A-E. Leipzig 1837, S. 186.
- 20 Neuestes elegantes Conversations-Lexikon für Gebildete aus allen Ständen. Herausgegeben im Verein mit einer Gesellschaft von Gelehrten anno 1843. Durchgesehene und illustrierte Neuauflage von Werner Lenz. Gütersloh: 1970, S. 24.
- 21 Balthasar Permoser: *Der ohne Ursach verworfene und daher von Rechtswegen auff den Thron der Ehren wiederum erhabene Barth, bey jetzigen ohnbärtigen Zeiten sonder alle Furcht zu männiglichem Wohl und Vergnügen ausgefertiget; samt Anhang und einem schönen, lustig und ausführlichen Real-Discurs von den Bärthen*. Frankfurt, Leipzig 1714. (Reprint, Wien 1982).